

2 Lost in translation: Wirtschaftsgeographie als „trading zone“

von Trevor Barnes

Einführung

Eva Hoffmans (1989) Memoiren „Lost in Translation – Ankommen in der Fremde“ erzählen von der Verwandlung eines lebhaften, redseligen und neugierigen Kindes in Krakau in eine verdrießliche, stille und teilnahmslose Erwachsene nach dem Umzug der Familie in das kanadische Vancouver. Mit dem Umzug gehen Lebensfreude und Farbe verloren, ihr Alltag wird langweilig und eintönig. Sie ist frustriert von ihrer mangelnden Redegewandtheit in einer fremden Sprache und einer Kultur, die sie nicht versteht. Sie ist „lost in translation“. Nach und nach lernt sie jedoch die neue Sprache und Kultur kennen, und dabei stellt sie Polnisch Englisch und Krakau Vancouver gegenüber. Während sie bewusst in Englisch schreibt und lebt, gleichzeitig unbewusst polnisch denkt und fühlt, schafft sie etwas Neues. Wie bei Joseph Conrad, einem anderen polnischen Muttersprachler und brillanten Stilisten, ist das Ergebnis englisches Schreiben, aber keine englische Prosa. Es entsteht eine radikale Übersetzung, etwas was weder Englisch noch Polnisch ist, sondern sich vom wechselseitigen Austausch beider Sprachen befruchten lässt.

In diesem Beitrag möchte auch ich die Vorzüge einer radikalen Übersetzung herausstellen. In meinem Falle handelt es sich um unterschiedliche Denkweisen, die die gegenwärtige angloamerikanische Wirtschaftsgeographie konstituieren und dabei jeweils besondere Konzeptionen von Raum, Zeit und Ökonomie in dieser akademischen Disziplin hervorbringen. Eine derartige radikale Übersetzung ist notwendig, weil man

die angloamerikanische Wirtschaftsgeographie meiner Meinung nach genauso wie die heranwachsende Eva Hoffman als „lost in translation“ bezeichnen kann. Im Gefolge der tiefgreifenden intellektuellen Veränderungen, die das Fach in den letzten 40 Jahren erfahren hat, wurden weniger aktuelle Denkweisen allzu schnell marginalisiert und isoliert. Selbst neuere Arbeiten innerhalb eines „Stils“ werden oft diametral von anderen unterschieden, mit sehr wenig Interesse an Dialog und ehrlicher Auseinandersetzung. So eröffnete sich in der Debatte, die sich in der Zeitschrift Antipode um Amin und Thrifts (2000) „Intervention“ in die Wirtschaftsgeographie entzündete, ein Graben zwischen deren kulturellen Annäherung an die Ökonomie und den Implikationen für eine theoretische Auseinandersetzung mit Ökonomie, Raum und Zeit und den Sichtweisen anderer Autoren wie Martin und Sunley (2001) und Plummer und Sheppard (2001).

In einem neueren Aufsatz grenzen Amin und Thrift (2005) ihre Position weiter ab, dieses Mal von der traditionellen politischen Ökonomie. Sie tragen zu einer scheinbar unüberbrückbaren Kluft zwischen beiden Ansätzen bei (vgl. Hudsons [2006] Gegenargumente von der anderen Seite dieser fast unüberwindbaren Trennlinie). Angesichts der tiefgreifenden Unterschiede der in diesen Diskussionen vorgebrachten Positionen zeigen beide Seiten wenig Verständnis dafür, aufeinander zuzugehen, Kritik anzunehmen oder gar anzuerkennen, dass die andere Seite vielleicht auch etwas anzubieten hat. Stattdessen entstehen nur immer weitere Brüche innerhalb der angloamerikanischen Wirtschaftsgeographie, die zunehmend fragmentiert und gespalten erscheint. Das ist bedauerlich. Ich möchte stattdessen für eine pluralistische, für alle Positionen offene Disziplin plädieren, eine Disziplin, die die damit verbundenen Gelegenheiten zur Innovation genießt und die vom Arbeiten über einzelne Ansätze hinweg profitiert, anstatt fruchtbaren Meinungsaustausch zu blockieren und inhaltliche Diskussionen zu verhindern. In diesem Beitrag schlage ich zu diesem Zwecke vor, Wirtschaftsgeographie als „Grenzobjekt“ oder als *trading zone* zu verstehen.

Die Konzepte *boundary object* und *trading zone* stammen aus der Wissenschaftsforschung, einer Disziplin, die diesem Beitrag im weiteren Sinne zugrunde liegt (Hess 1997; Barnes 2004). Grenzobjekte sind konkrete und abstrakte Entitäten, die es Gruppen mit unterschiedlichen Perspektiven erlauben, gemeinsam an ihnen zu arbeiten. Unterschiedliche Gruppen stellen so durch gegenseitigen Austausch neue Verbindungen her. Der Wissenschaftshistoriker Peter Galison (1998) nennt solche Interaktionen an den Rändern und Übergängen der jeweiligen Disziplinen *trading zones*.

In seinen Arbeiten zur Geschichte der Teilchendetektoren zeigt er, dass unterschiedliche Spielarten der theoretischen und experimentellen Physik sowie die Instrumentalisten über weite Strecken des 20. Jahrhunderts an einem solchen Aushandlungsprozess beteiligt waren und dabei zur Kommunikation eine Pidgin-Sprache schufen. Mehr noch, Pidgin wurde zu einem Schmelziegel, der Praktiken und Konzepte hervorbrachte, die in den jeweiligen Traditionen der Physik für sich nicht vorstellbar gewesen wären. So wie Eva Hoffmans oder Joseph Conrads Schreibstil weder englisch noch polnisch ist, sondern irgendetwas dazwischen, so schuf die Pidgin-Verhandlungssprache etwas, das man in den getrennten teil-disziplinären Physiksprachen nicht finden konnte. In ähnlicher Weise möchte ich in diesem Beitrag zeigen, dass eine Konzeptionalisierung der Wirtschaftsgeographie als Grenzobjekt das Potenzial in sich birgt, den Austausch zwischen unterschiedlichen Perspektiven zu fördern und neue Wege aufzuzeigen kann, Ökonomie, Raum und Zeit theoretisch anders zu denken. Das Ergebnis wird nicht das letzte Wort in der Wirtschaftsgeographie sein, nicht das Ende der Disziplin, sondern im Gegenteil ihre Weiterentwicklung und Öffnung, eine disziplinäre Erweiterung.

Der Beitrag gliedert sich in drei Abschnitte. Zunächst gehe ich näher auf den konzeptionellen Rahmen meiner Argumentation ein. Ich beginne mit Ian Hackings (1985, 2002a, b) Idee der *styles of reasoning*, um ein besseres Verständnis der ausgeprägten intellektuellen Brüche zu entwickeln, wie sie die jüngere Geschichte der Wirtschaftsgeographie prägen. So wie Hacking gehe ich jedoch davon aus, dass auch die entgegengesetztesten Stile ein Potenzial für Austausch und Dialog in sich tragen. Es sind Grenzobjekte und *trading zones*, die zu möglichen Orten des Austauschs werden, Grenzübertritte möglich machen und die Aussicht auf kreativen Pluralismus bieten. Die Philosophin Helen Longino (2002) liefert zusätzliche Argumente für einen solchen Pluralismus. In Ergänzung zu Hacking bedeutet Pluralismus für Longino, dass unterschiedliche *styles of reasoning* Novität und Kreativität hervorbringen, sobald sie miteinander in Kontakt gebracht werden. Im zweiten Abschnitt nutze ich Hackings Idee der *styles of reasoning*, um das Dilemma der Wirtschaftsgeographie und die damit verbundenen Beziehungen zwischen Raum, Zeit und Ökonomie historisch verstehen zu können. Um es konkreter auszudrücken: Ich erläutere meine Argumente am Beispiel eines bestimmten Stils in der Wirtschaftsgeographie, die raumwissenschaftliche Wirtschaftsgeographie, der im Zuge der sogenannten *Geographical Economics* vor kurzem neues Leben eingehaucht wurde. Abschließend zeige ich, dass verschiedene interdisziplinäre Projekte während der letzten zehn Jahre, vor allem in der Wis-

senschaftsforschung, aber auch in anderen Bereichen wie im Feminismus und Postkolonialismus, die Chance eröffnen, alte Gräben zu überwinden und eine pluralistischere Disziplin zu schaffen: eine Wirtschaftsgeographie als Grenzobjekt. In Anlehnung an Longino diskutiere ich vier Kriterien, die zur Realisierung eines solchen Projekts erfüllt werden müssen. Falls dies geschieht, könnten die mit den jeweiligen Stilen verbundenen verschiedenen Konzeptionalisierungen von Raum, Zeit und Ökonomie miteinander in Dialog treten, Verbindungen herstellen und die Disziplin bereichern. Auf diese Weise entsteht eine pluralistische und vielstimmige anstelle einer singulären und einstimmigen Wirtschaftsgeographie.

Forschungsstile, Grenzobjekte und Pluralismus

Forschungsstile

Der Begriff *style of research* wurde vom Philosophen Ian Hacking (1985, 2002a, b) geprägt. Im Grunde handelt es sich um eine Foucault'sche Weiterentwicklung des Paradigmenbegriffs von Thomas Kuhn (1962; Hacking wurde dann auch passenderweise auf Michel Foucaults alte Stelle am Collège de France berufen). Kuhn stellte fest, dass Wissenschaft wegen des normativen Charakters jeder Theorie und der Unvereinbarkeit unterschiedlicher theoretischer Zugänge von einer Reihe intellektueller Revolutionen geprägt sei, „Paradigmenwechsel“, die jeweils einzigartige, separate und teilweise nicht miteinander vergleichbare methodologische Welten hervorbringen.

Hacking versteht die Kuhn'schen Paradigmen mit Foucault als *styles of scientific reasoning*, die jeweils die Fähigkeit zur Selbstbestätigung haben. Damit ist gemeint, dass jeder Stil seine eigenen Wahrheitskriterien hervorbringt, die dann zum Bewertungsmaßstab wissenschaftlicher Arbeit werden. Wissenschaft ist dann nicht länger die Beschäftigung mit unabhängig von ihr existierenden zu untersuchenden Gegenständen, sondern bringt ihre jeweiligen Untersuchungsgegenstände selbst hervor. In diesem Sinne kann man einen Stil als Foucault'sche diskursive Formation verstehen, der seine Forschungsgebiete wie Sexualität, Kriminalität oder Wahnsinn erst herstellt und dann die epistemologischen Kriterien ihrer Bewertung bestimmt (d.h. Schaffung von „Wahrheitsregimen“, Foucault 1980, S. 133).

So wie Kuhns Paradigmen können auch Stile wegen ihrer gänzlich verschiedenen Logiken, Sprachen und Annahmen nicht miteinander verglichen werden. Daraus folgt, dass die Bedeutung eines Objekts und die Kriterien

seiner Bewertung immer nur auf den Stil gründen, der es geschaffen hat. Wir können deshalb diesen Stil nicht verlassen, um eine größere äußerliche Wahrheit zu suchen, die die „wahre“ Natur des jeweiligen Objekts sichtbar macht oder auch die „korrekten“ Bewertungskriterien, weil diese nicht existieren. Die Bedeutung eines Objekts und seiner Bewertungskriterien werden nur innerhalb des Stils geschaffen. Außerhalb dessen ist nichts. Unterschiedliche Stile schaffen unterschiedliche Welten und damit einhergehende Forschungsmethoden. Das muss nicht unbedingt zu einer Reihe vollständig isolierter Forschungswelten führen, auch wenn dies durchaus möglich ist. Diejenigen, die innerhalb eines bestimmten Stils arbeiten, so wie es in den verschiedenen Traditionen innerhalb der Wirtschaftsgeographie geschehen ist, errichten Barrieren und unterbinden so die Kommunikation mit denjenigen, die innerhalb anderer Stile arbeiten. Meine Meinung ist jedoch, dass solche Barrieren nicht errichtet werden müssen und dass es sehr gute Gründe dafür gibt dies nicht zu tun.

Dass derartige Barrieren errichtet werden, hängt sehr oft mit bestimmten sozialen und historischen Bedingungen zusammen. Für Hacking sind *styles of scientific reasoning* keine transparenten, spektralen Entitäten, die vom Himmel fallen, sondern sind eng verbunden mit besonderen sozialen und historischen *spaces of possibility*. Er gibt ein Beispiel dafür: Die Erfin-dung der induktiven Methode durch den schottischen Philosophen David Hume in seinem „Traktat über die menschliche Natur“ aus dem Jahre 1739. Für Hacking gestatteten es die intellektuellen Bedingungen vor Hume nicht, Induktion zu denken und zu konzeptionalisierten. Damit die induktive Methode möglich werden konnte, mussten empirische Fakten erst als Detail und etwas Isoliertes, als unabhängige Informationsbestandteile konzeptionalisiert werden. Mary Poovey (1998) zeigt, dass diese Vorstellung erst im späten 17. Jahrhundert als Folge besonderer sozio-politischer und historischer Prozesse möglich wurde. Aus diesem Grunde war Induktion vorher nicht vorstellbar. Die Methode war eng mit dem vorherigen Auf-stieg einer historisch kontingen-tenten Ontologie der Daten und Fakten ver-bunden. Das war der sozio-historische *space of possibility* der induktiven Methode.

Die Kraft sozio-historischer Einflüsse ist jedoch damit noch lange nicht zuende. Sie wirken weiter, tragen dazu bei, einen Stil aufrechtzuhalten und fördern in bestimmten Fällen sogar seine Trennung von anderen Stilen, indem sie ihn isolieren und abschotten. Das Soziale hat weit-reichende Wirkungen. Kuhn war sich dieser sozialen Einflüsse auf die jeweilige Struktur wissenschaftlicher Revolutionen vollkommen bewusst (auch wenn er in späteren Jahren hier ein wenig zurückhaltender wurde).

Und Hacking war eine der Schlüsselfiguren in der Wissenschaftsfor- schungsliteratur, die mehr als andere Disziplinen die Rolle des Sozialen in der Erkenntnistheorie betonte.

Für Ian Hacking ist dann auch wissenschaftliche Forschung zutiefst gebrochen und uneinheitlich (Galison und Stump 1993 sprechen von der „disunity of science“). Diese Fragmentierung hat ihre Ursache in der Emergenz sich selbst bestätigender Forschungsstile und hängt von bestimmten sozio-historischen Voraussetzungen ab. Sobald ein solcher Stil auftaucht, können interne soziale Prozesse Separations- und Isolationsmechanismen verschärfen. Wie ich im Folgenden zeigen werde, trifft dies ohne Zweifel für die lange Geschichte der angloamerikanischen Wirtschaftsgeographie zu. Sobald ein Forschungsstil in die Disziplin eingeführt wurde, war Innen und Außen vorgegeben. Diejenigen, die als Insider definiert wurden, errichteten Barrikaden zur Minimierung des Austausch von Ideen und Gedanken, was in der Folge diejenigen, die als Outsider definiert wurden, dazu zwang, die vielen isolierten, einsamen Stile hervorzubringen.

Trading zones und Grenzobjekte

Hacking (2002a, b) hat vor kurzem auf die Möglichkeit des Austauschs zwischen diesen isolierten und einsamen Stilen hingewiesen. Er bezieht sich dabei auf das Werk von Peter Galison (1998), ganz besonders auf seine eindrucksvolle Geschichte der Teilchendetektoren in der Mikrophysik des 20. Jahrhunderts und der drei gänzlich verschiedenen Gruppen von Physikern, die an ihnen arbeiteten: Theoretiker, Experimentalisten und Instrumentalisten. Für Galison ist dieses Teilgebiet der Physik weder ein Musterbeispiel uniformer Rationalität noch ein chaotisches Durcheinander von Scherben und Fragmenten, sondern irgendetwas dazwischen. Häufig skurrilen „Heath-Robinson-Geräten“¹ ähnelnd, durch Drähte und Lötmetall buchstäblich an einen Ort gefesselt, arbeiten die verschiedenen Komponenten doch zusammen und erzielen beeindruckende Ergebnisse. Laut Galison (ebd. S. 46) ist dies nur möglich, weil sich die verschiedenen Teilnehmer gegenseitig fordern, und zwar in einer „trading zone, an intermediate domain in which procedures [are] co-ordinated locally even when broader meanings clash“. Auf der einen Seite vertreten die drei verschiedenen Lager der Physik ganz bestimmte Forschungskulturen, mit vielfäl-

1 Ann. d. Hrsg.: William Heath Robinson (1872-1944) war ein britischer Karikaturist, der für seine satirischen Zeichnungen unmöglichster, abstruser Maschinen bekannt wurde. In Großbritannien werden unpraktische und überkomplizierte Maschinen deshalb als „Heath Robinson contraption“ bezeichnet.

tigen Sprachen, Interesse und Zielen. Auf der anderen Seite feilschen und handeln sie miteinander, um konkrete Ziele zu erreichen. Unterschiede und Differenzen werden nicht beseitigt, sondern pragmatisch beiseite gestellt. So beginnt ein Prozess zögerlicher, provisorischer und lokal begrenzter Kooperation. Die Schaffung einer Pidgin- oder Kreolensprache ist der Schlüssel zu dieser Kooperation. Oder um es mit Galison (ebd., S. 47) selbst auszudrücken: „Boundary work is the establishment of local languages – pidgin or Creole – that grow and sometime die in the interstices between sub-cultures.“ Galison (ebd., S. 46) ließ sich bei dieser Idee von anthropologischen Studien der Austauschbeziehungen zwischen verschiedenen kulturellen Gruppen inspirieren:

„Anthropologists have extensively studied how different groups, with radically different ways of dividing up the world and symbolically organizing its parts can not only exchange goods but also depend essentially on those trades [...] Within a certain area [...] two dissimilar groups can find common ground. They can exchange fish for baskets, forming subtle equations of the correspondence between quality, quantity and type, and yet literally disagree on the broader (global) significance of the items exchanged.“

Pidgin ermöglicht Austausch, indem es eine intermediäre Position zwischen den Muttersprachen der Handelspartner einnimmt. Weder vollkommen von diesen Sprachen abhängig noch von diesen gänzlich unabhängig, existiert Pidgin als ein Hybrid, ein Dazwischen, ein Drittes.

Gleichermaßen gilt für die Interaktion unterschiedlicher Subkulturen in der Physik. Trotz aller tiefgreifenden Unterschiede ihrer Forschungsstile sind sie bereit miteinander zu verhandeln und Pidgin-Sprachen zu entwickeln, die zwar nur begrenzte Kooperation möglich machen, aber verblüffende Ergebnisse hervorbringen können. Das Pidgin, das Verbindungen herstellt und Netzwerke hervorbringt, ist eine lokale Konstruktion, an Ort und Stelle improvisiert und im Laufe der Zeit großen Verschiebungen ausgesetzt. Es spiegelt die historischen und soziologischen Bedingungen ihrer Entstehung wider. Hier entfaltet sich weder ein irgendwie übergeordnetes Prinzip noch handelt es sich um die übliche Form des Übersetzens, denn das was produziert wird ist nicht stabil und existiert oft nur solange bis eine bestimmte Aufgabe gelöst ist. Aber es funktioniert.

Galison benutzt den Begriff nicht selbst, aber er beschreibt tatsächlich nichts anderes als die Schaffung eines Grenzobjekts. Der Begriff stammt ursprünglich von Susan Leigh Star und James Griesemer (1989) und ihrer Studie des Museum of Vertebrate Zoology in Berkeley. Aus

ihrer Sicht besteht in der Wissenschaft eine Spannung zwischen divergierenden Sichtweisen, z.B. den drei Spielarten der Physik in Galisons Fallstudie, und der Notwendigkeit, generalisierbare Erkenntnisse hervorzu bringen, z.B. die Ableitung gesetzesähnlicher Erklärungen atomarer und subatomarer Strukturen (Star und Griesemer 1989). Star und Griesemer schlagen als Lösung die Konstruktion eines Grenzobjekts vor, das multiple Anschlussmöglichkeiten bietet und so zwar die Autonomie des individuellen Forschers bewahrt, aber gleichzeitig genug Stabilität und Zusammenhalt besitzt, um Austausch und Zusammenarbeit, d.h. die Entstehung einer *trading zone* zu ermöglichen. Star und Griesemer (ebd., S. 393) schreiben:

„Boundary objects are objects which are both plastic enough to adapt to local needs and the constraints of the several parties employing them, yet robust enough to maintain a common identity across sites. They are weakly structured in common use, and become strongly structured in individual site use. These objects may be abstract or concrete. They have different meanings in different social worlds but their structure is common enough [in] more than one world to make them recognizable [...].“

Dadurch können unterschiedlichen Individuen am selben Objekt arbeiten und ganz unterschiedliche Tätigkeiten durchführen, ohne dafür gerügt zu werden, die falsche Methode anzuwenden. Denn Grenzobjekte „inhabit multiple worlds simultaneously, [...] meet[ing] the demands of each one“ (ebd., S. 408). Bei Star und Griesemer fangen Amateurzoologen Mustertiere und schicken sie an das Museum, wissenschaftliche Zoologen schreiben Aufsätze über diese Tiere und reiche Witwen bezahlen mit ihrem Geld diejenigen, die diese Tiere konservieren, katalogisieren und ausstellen. Hier ist das Museum das Grenzobjekt, das genügend Flexibilität und Elastizität besitzt, um unterschiedliche Interessen befriedigen zu können, ohne sich nur einem bestimmten Interesse unterzuordnen. Außerdem entsteht immer dann wenn wie bei Galison verschiedene Gruppen an gemeinsamen Aufgaben arbeiten „trade‘ across [...] boundaries“. Problemlösungen werden nach Star und Griesemer nicht notwendigerweise im Konsens oder in uniformer Weise erzielt. Ähnlich wie bei Galison sind solche Lösungen vielmehr lokal und provisorisch und sind weiterhin gekennzeichnet von „traces of multiple viewpoints, translations and incomplete battles“ (ebd., S. 413). Gerade durch ihr Zustandekommen stellen Grenzobjekte, wie Pidgin-Sprachen, unzusammenhängende Felder, sind aber robust genug, um intakt zu bleiben und produktiv zu sein.

Auch wenn Spannungen bestehen bleiben, gelingt es Grenzobjekten die Sichtweisen der verschiedenen an einer Studie beteiligten Parteien besser aufeinander abzustimmen – offener, demokratischer, weniger destruktiv – als andere Strategien, die eine „imperialist imposition of representations, coercion, silencing, and fragmentation“ (ebd., S. 413) beinhalten. Grenzobjekte und ihr Doppelgänger *trading zone* machen die Vorzüge des Pluralismus deutlich.

Pluralismus

Helen Longino (2002) hat vor kurzem eine brauchbare Begründung für Pluralismus gegeben und einen konzeptionellen Rahmen dafür vorgelegt. Ich werde in diesem Abschnitt jene Überlegungen mit den Konzepten Grenzobjekt und *trading zone* verknüpfen. Aus meiner Sicht ist Pluralismus das beiden Begriffen zugrunde liegende Ideal.

Longino bezieht sich in ihrer Argumentation sowohl auf die Wissenschaftsphilosophie als auch auf die Wissenschaftsforschung. Sie geht davon aus, dass wir immer bestenfalls „local epistemologies“ erreichen können, verstanden als „dynamic complex of beliefs, norms, goals and practices“ (ebd., S. 187). Diese Epistemologien werden als lokal bezeichnet, weil allgemeingültige, absolute Wahrheit aus ihrer Sicht unmöglich ist. Longino (ebd., S. 207) schreibt dazu:

„Knowledge is partial. The contextual embeddedness of inquiry and the locatedness of subjects impose limits on what is knowable from any given location or point of view. No set of knowledge-productive practices will exhaust the ways of acquiring knowledge about phenomena or processes [...] Any given knower will have knowledge limited by social, historical, and geographical location and point of view, and shaped by a particular set of knowledge productive practices.“

Das sollte nicht mit totaler Beliebigkeit verwechselt werden. Es gibt bessere und schlechtere Formen des Wissens, die sowohl durch rational-kognitive als auch durch sozio-kulturelle Kritik bestimmt werden. Das heißt, dass man Wahrheitsansprüche dadurch einordnen und bewerten kann, dass man sie beiden Formen der Kritik unterzieht. Selbstverständlich kann eine solche Kritik nicht offen legen, welche Wahrheitsansprüche richtig sind, sondern erlaubt vielmehr lediglich ein Urteil darüber, welche unbefriedigend sind. In diesem Sinne hält Longino das Postulat des Fallibilismus aufrecht, was sie mit Karl Popper (1972) und seinem Falsifikationsprinzip verbindet. Aber anders als Popper erkennt Longino, dass effektive Kritik nicht

allein auf Logik gründet (verankert in Poppers „Welt 3“), sondern auch auf sozio-kulturellen Urteilen. Außerdem hat Longino andere Ziele als Popper. Poppers Argumentation endet mit der Anerkennung der objektiven Welt als eine Welt multipler Möglichkeiten. Es genügt ihm zu zeigen, dass es möglicherweise mehr als eine objektive Welt gibt. Longino geht weiter. Sie hält es für fruchtbare, diese verschiedenen Welten zusammenzubringen und sich auf sie einzulassen. Das ist ihre pluralistische Agenda: Sie besteht nicht nur aus der Einsicht, dass wir die Wahrheit nie kennen können, weil alles Wissen unvollständig ist, sondern aus der Überzeugung, dass man davon profitieren kann, wenn man verschiedene Teilerkenntnisse zusammenbringt, mischt und miteinander interagieren lässt. Gerade das Mischen und das Interagieren sind aus ihrer Sicht so produktiv und kreativ. Der Pluralismus wurde jedoch scharf kritisiert. Ihm wurde unter anderem Eklektizismus, Anarchie, Unreife und Unentschlossenheit vorgeworfen. Aber für Longino steht uns einfach nicht besseres zur Verfügung: „[P]lurality is not in itself evidence of [...] immaturity“ (Longino 2002, S. 188, Fn. 25), Unterschiede in den Herangehensweisen seien vielmehr als „critical interaction that advances all of them rather than as a duel requiring a single victor“ zu verstehen (ebd., S. 189). Indem wir pluralistische Offenheit leben, sind wir in der Lage, „inappropriate closure“ zu verhindern, indem wir in pluralistischer Weise Modelle oder Theorien gegeneinander ausspielen, sind wir in der Lage „[to] establish the limits of (relative) certainty“ (ebd., S. 197).

Die Konzepte *trading zone* und Grenzobjekt verkörpern Longinos Ideal des Pluralismus und stellen gleichzeitig Strategien zur Verfügung unter solchen Bedingungen zu forschen. Im Falle von Galisons *trading zone* kamen Physiker verschiedener Richtungen mit den jeweils anderen Forschungsstilen in Kontakt, obwohl sie fest innerhalb ihrer jeweiligen Subkulturen verankert blieben. Sie konnten durch kritischen Austausch von Ideen neuartige Alternativen konstruieren, die sie außerhalb ihrer gewohnten Domänen führten. Im Falle der Grenzobjekte gilt von Anfang an die Prämisse, dass das selbe Phänomen immer aus unterschiedlichen Perspektiven beschrieben, betrachtet und erklärt werden kann – dass es also nie einen richtigen Weg gibt. Grenzobjekte sind daher von Grund auf pluralistisch.

Es ist meine Absicht im Folgenden die Ideen dieses Abschnitts anzuwenden. Zunächst werde ich zeigen, wie die Wirtschaftsgeographie in der Vergangenheit entlang der Bruchlinien verschiedener Forschungsstile fragmentierte und isolierte Schulen hervorbrachte, die sich jeweils über einen sich selbst bestätigenden Diskurs über Wirtschaft, Raum und Zeit definierten. Aufbauend auf den Versprechungen des Pluralismus zeige ich dann wie

man diese Fragmentierung mit Hilfe eines Verständnisses der Disziplin als Grenzobjekt oder *trading zone* überwinden könnte.

Wirtschaftsgeographie

Eine Geschichte unterschiedlicher Stile

Auf universitärer Ebene existiert die angloamerikanische Wirtschaftsgeographie schon seit über hundert Jahren. Ihre Geschichte wird von unterschiedlichen, jeweils innerhalb besonderer Rahmenbedingungen entstandenen Forschungsstilen und den damit einhergehenden sozialen Prozessen der Verfestigung und Trennung geprägt. Diese Stile schaffen sich ihre jeweils eigenen Wahrheitskriterien und Forschungsgegenstände und bringen ihre eigenen Zugänge zu Raum, Zeit und Ökonomie hervor.

Die angloamerikanische Wirtschaftsgeographie tauchte in institutionalisierter Form bereits im späten 19. Jahrhundert auf (Barnes 2000). Ihr unmittelbarer Vorläufer war die Handelsgeographie, zu der deutsche Wissenschaftlicher besonders wichtige Beiträge lieferten (z.B. Karl Andrees „Geographie des Welthandels“ und Karl von Scherzers „Wirtschaftliches Leben der Völker“). Innerhalb der angloamerikanischen Wirtschaftsgeographie lassen sich fünf Forschungsstile identifizieren. Es handelt sich zugegebenermaßen um eine etwas willkürliche Einteilung, die wichtige Differenzierungen vernachlässigt, sogar zwischen Vertretern eines bestimmten Stils. Außerdem handelt es sich keinesfalls um ein universelles, überall Gültigkeit beanspruchendes Schema. Die Geographie in Deutschland, beispielsweise, die einen so großen Einfluss auf die frühe angloamerikanische Wirtschaftsgeographie hatte, schlug später einen anderen Weg ein (in Westdeutschland war z.B. von der radikalen politisch-ökonomischen Tradition kaum etwas zu spüren, die in den USA und in Großbritannien seit den 1970er Jahren eine herausragende Rolle spielt).

Der erste Stil, der im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zeitgleich mit der Etablierung der Disziplin entstand, lässt sich als enzyklopädisches Sammeln von Fakten über die weltweite Warenproduktion und den Welt-handel beschreiben. Ermöglicht und definiert wurde er durch den Kolonialismus und das britische Empire. Der zweite Stil, eine sich in den 1920er Jahren etablierende regionale Herangehensweise, entstand zumindest in den USA im Zuge wachsender Provinzialität und widmete sich vor allem landwirtschaftlichen Produkten und Betrieben. Der dritte Stil war die „Raumwissenschaft“, die in den späten 1950er Jahren die Bühne betrat,

in den USA eng mit den vom Kalten Krieg beeinflussten Sozialwissenschaften verknüpft war und quantitative, theoretische Analysen der Standortwahl und der Raumwirtschaft durchführte. Die radikale politische Ökonomie begann als vierter Stil in den frühen 1970er Jahren und ist nicht von den gesellschaftlichen und ökonomischen Verwerfungen der damaligen Zeit zu trennen. Damals rückten geographische Aspekte ungleicher Entwicklung und die damit einhergehenden Krisen in den Mittelpunkt. Schließlich führte der „cultural turn“ und die kulturtheoretische Wende in den Sozialwissenschaften in den 1990er Jahren zu einem wachsenden Interesse an der untrennbar Verflochtenheit der Ökonomie mit dem Nicht-Ökonomischen, wie etwa Kultur, und an einer Vielzahl nicht-ökonomischer theoretischer Strömungen wie dem Postkolonialismus, der Wissenschaftsforschung, und dem Feminismus. Ermöglicht wurde dieser Stil durch den Übergang zum postindustriellen Zeitalter und dem Aufkommen der New Economy.

Für jeden der fünf Stile gelten zwei zentrale Punkte. Erstens schafft sich jeder Stil seine eigenen Forschungsgegenstände und die dafür nötigen Bewertungskriterien (d.h. jeder Stil erfüllt damit Hackings Vorgabe der Selbstbestätigung). Zweitens ist diese Selbstbestätigung jeweils untrennbar mit ganz bestimmten Konzeptionalisierungen von Raum, Zeit und Ökonomie verbunden. Eine detaillierte Diskussion beider Punkte für alle fünf Stile würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Ich werde deshalb meine Überlegungen am Beispiel eines Stils illustrieren, der *spatial science* oder Raumwissenschaft. Das geschieht einerseits deswegen, weil ich diesen Stil am besten kenne (Barnes 2004), andererseits aber auch deswegen, weil er mit der Entwicklung der *geographical economics*² und der Unterstützung durch „Star-Wissenschaftler“ wie dem US-amerikanischen Ökonomen Paul Krugman in der jüngeren Vergangenheit eine Renaissance erlebt hat.

Selbstbestätigung

Wie alle anderen Stile schafft sich die Raumwissenschaft (und die *geographical economics*) die Gegenstände, die sie zu erforschen vorgibt, selbst. Auch in diesem Falle hat der zentrale Forschungsgegenstand

2 Anm. der Hrsg.: Krugman und andere Ökonomen sprechen selbst von „New Economic Geography“ und stellen damit explizit einen historischen Bezug zur traditionellen deutschen Standorttheorie her. Wirtschaftsgeographen kritisieren diese Arbeiten als teilweise veraltet und bemängeln, dass aktuellere Entwicklungen in der Disziplin ausgeblendet werden. Die britischen Wirtschaftsgeographen Ron Martin und Peter Sunley schlagen deshalb das Label „geographical economics“ vor, das Trevor Barnes hier übernimmt (vgl. Martin und Sunley 1996).

„Raumwirtschaft“ keine unabhängige Existenz, sondern wird durch den Stil im Zuge der Abstraktionen und Forschungsarbeiten erst geschaffen. Verschiedenste von der Raumwissenschaft entwickelte ideale Raumgeometrien, z.B. in Form von Sechseck, Dreieck oder Kreis, vereinigen sich mit besonderen mathematischen und statistischen Rechenoperationen, wie etwa der Maximierungsfunktion oder der Regressionslinie, und bringen einen Gegenstand hervor, der nie zuvor existiert hatte: „Raumwirtschaft“. Foucault (1978) sagte, dass Frankreich erst nach der ersten Volkszählung zu existieren begann. In gleicher Weise konnte es die Raumwirtschaft nicht vor der Raumwissenschaft geben. Die Raumwissenschaft konstruiert die Entität, die sie dann zu kontrollieren vorgibt (vgl. zur Frage der „Erfindung“ der Ökonomie auch Buck-Morss 1995 und Mitchell 2002).

Hacking bietet eine Checkliste der Dinge an, deren neuer Stil eine Disziplin bereichert: „[N]ew types of: objects; evidence; sentences; new ways of bringing a candidate for truth and falsehood; laws, or at any rate modalities; and possibilities“ (Hacking 2002b, S. 189). Zu allen diesen Dingen gibt es eindeutige Entsprechungen in der traditionellen Raumwissenschaft. Auch die Raumwissenschaft schuf neue Objekte, wie etwa Lochkarten mit Raumdaten oder Plotter zur Erstellung computergestützter Karten; neue Erkenntnisse, wie etwa Befragungsdaten zum Verhalten von Shopping-Touristen oder Tabellen über Kosten und Preise in der Eisen- und Stahlindustrie; neue Vorgaben zur Unterscheidung zwischen wahr und falsch, wie etwa Regressionslinien, programmierte lineare Gleichungen oder grafische Darstellungen von Rentenangebotsfunktionen, Isodapanen und vernetzten Hexagonen; neue Gesetze, wie etwa Toblers (1970, S. 236) „First Law of Geography“: „Everything is related to everything else, but near things are more related than distant things“; und neue Möglichkeiten, wie etwa die, aus der Wirtschaftsgeographie endlich eine Wissenschaft wie die Ökonomik zu machen.

In ähnlicher Weise schafft Paul Krugman durch die Entwicklung seiner eigenen Version der Raumwissenschaft, geographical economics, vergleichbare Dinge in denselben Kategorien. Er beschwört neue Objekte hervor, etwa Computerprogramme zur Simulierung von Standortentscheidungen, die er – abgespeichert auf der Festplatte seines Laptops – überall hin mitnehmen kann (Krugman 1995b); neue Erkenntnisse, etwa steigende Skalenerträge und unvollständiger Wettbewerb, bis vor kurzem vernachlässigte, seiner Meinung nach aber entscheidende Variablen zur Erklärung der geographischen Form von Ökonomien; neue Vorgaben zur Unterscheidung zwischen wahr und falsch, in ganz besonderer Weise diejenigen, die folgende Form annehmen: „the lovely little model of Dixit

and Stiglitz“ (Krugman 1993); neue Modalitäten, die auf dem Maximierungsprinzip und der Gleichgewichtsannahme gründen und überall zu finden sind (1995a, S. 74–75); und neue Möglichkeiten: „My intention is to establish economic geography as a branch of economics that is taken as seriously as international trade, and I believe that I will succeed in that plan“ (Krugman 1995b, S. 40).

Zusammen mit der Schaffung eines neuen Gegenstandes – Raumwirtschaft – entstehen auch die Kriterien für seine Bewertung. Aber jene Kriterien haben einen entscheidenden Anteil an genau dem Prozess, der den neuen Forschungsgegenstand erst hervorbringt. Daraus folgt, dass das, was bewertet wird, nicht unabhängig von seinen Bewertungskriterien sein kann. Oder um es mit Hacking (1985, S. 146) auszudrücken: „[...] the very candidates for truth and falsehood have no existence independent of the styles of reasoning that settle what it is to be true and false in their domain.“ Nehmen wir zum Beispiel einen prominenten Kandidaten zur Bestimmung von wahr und falsch innerhalb der Raumwissenschaft und der geographical economics: die Hierarchie zentraler Orte. Diese wird von beiden so konzeptualisiert, dass man ihr nur auf streng formalisiertem Wege, etwa mit Hilfe der Mathematik und der Statistik, näher kommen kann. Wenn man keine derartigen Mittel einsetzt, dann kann man sich mit der Bewertung des Kandidaten, der Hierarchie zentraler Orte, nicht beschäftigen. Diese Logik ist sogar noch stärker in Krugmans Arbeiten ausgeprägt: „To be taken seriously an idea has to be *something you can model*“ (Krugman 1995a, S. 5; Herv. im Original). Aber nicht jedes Modell funktioniert hier, es muss als „Greek-letter writing“ (Krugman 1990, S. ix) formalisiert sein. Nicht-formale Bewertungsmethoden mögen zwar interessante Informationen liefern, sie können aber nichts über Richtigkeit und Falschheit der Forschungsgegenstände in der Raumwissenschaft aussagen, und zwar ganz einfach deshalb, weil diese nicht unabhängig von den formalen Bewertungsmethoden existieren.

Aus diesem Grund bestätigt sich der Stil der Raumwissenschaft so wie in der Tat alle Stile selbst. Man kann sie nie unabhängig als falsch entlarven, denn das was bewiesen werden soll hängt nur vom Stil selbst ab. Dieses Merkmal macht aus der Geschichte der Wirtschaftsgeographie eine Geschichte unterschiedlicher Stile wissenschaftlichen Denkens.

Raum, Zeit und Ökonomie

Mit jedem Stil sind zweitens bestimmte Vorstellungen von Raum, Zeit und Ökonomie verbunden. Diese bewegen sich im Gleichschritt, was nicht überraschend ist. Jeder Prozess der Produktion neuer Untersuchungsb-

jekte – die Weltwirtschaft, die landwirtschaftliche Region, die Raumwirtschaft, ungleiche Entwicklung, kulturell eingebettete Orte der Produktion und Konsumption – bringt notwendigerweise besondere Konzeptionalisierungen von Raum, Zeit und Wirtschaft mit sich. Diese sind entscheidende Bestandteile jedes neuen Untersuchungsobjekts.

Nun werden manche Leser einwenden, dass Raum, Zeit und Ökonomie fest vorgegebene Entitäten wären, essenziell und deshalb unveränderlich. Kant verstand Zeit und Raum als gegebene *A priori*, außerhalb jeden Kontexts stehend, und Marx dachte in Bezug auf die Grundelemente der ökonomischen Basis ähnlich. Aber aus der wissenschaftsphilosophischen Perspektive dieses Beitrags werden diese Dimensionen als nicht-essenziell, als Ergebnis aktiver Konstruktionsprozesse innerhalb der jeweiligen Stile verstanden, die diesen Dimensionen erst ihren Rahmen geben (Latour [1993] beschrieb wie Zeit und Raum in unterschiedlichen Kontexten wechselnde Gestalt annehmen und Callon [1998a] tat dasselbe mit Blick auf die Ökonomie). Die übergreifende Einsicht ist, dass Raum und Ökonomie keine Esszenen besitzen, sondern in immer anderen Formen produziert und reproduziert werden. Das gilt auch für die verschiedenen Stile der Wirtschaftsgeographie.

Ich werde dies nun erneut am Beispiel der Raumwissenschaft und der geographical economics verdeutlichen. Bei der Konstruktion ihres Objektes, der Raumwirtschaft, haben sich Raumwissenschaft und geographical economics eine spezifische Perspektive zurechtgebastelt: ein lineares Verständnis von Zeit steht neben dem euklidischen Raum und einer Konzeptionalisierung der Ökonomie auf der Basis der Handlungen rationaler Individuen (vgl. dazu die Ausführungen von Sheppard 2000). All dies wird von einem style of reasoning zusammengehalten, der von einer anderen Disziplin geborgt wurde, der theoretischen Physik vor Beginn des 20. Jahrhunderts (Barnes 2003). Die Einzelheiten sind komplex, aber es gibt zwingende Belege dafür, dass sich die Raumwissenschaftler direkt und indirekt durch die Anwendung von Ideen aus der Ökonomik an der Physik orientierten. Dies gab dann dem Untersuchungsobjekt Raumwirtschaft seine besondere Form. Der Stil war formal, von logischer Präzision und mathematisch. Er eroberte die Geographie in den 1950er Jahren durch besondere ermöglichte Faktoren. Um diesem Stil zu entsprechen, musste man sich auf die spezifischen Vorstellungen von Raum, Zeit und Ökonomie berufen und schuf so das Untersuchungsobjekt „Raumwirtschaft“. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Tatsache, dass es das gleichgewichtsorientierte physikalische Modell ohne lineare Zeit nicht geben kann, da nur so Bewegungen diesseits und jenseits des Gleichgewichtspunkts

möglich sind. Würde man Zeit anders konzeptionalisieren, etwa als nicht wiederholbar, dann wäre eine Rückkehr zum Gleichgewichtszustand unmöglich, sobald er einmal verlassen würde. Raum muss euklidisch definiert werden, denn man braucht voraussagbare systematische Zusammenhänge zwischen Kosten und Distanz, damit individuelle Akteure rationale Entscheidungen treffen können. Nicht-euklidischer Raum würde rationale Kalkulationen stören und Chaos und Anarchie zur Folge haben. Das ist nur ein Beispiel, das gleiche allgemeine Prinzip ließe sich für die anderen vier Stile nachzeichnen. Jeder Stil bringt aufgrund seines besonderen Charakters besondere Haltungen gegenüber Raum, Zeit und Ökonomie hervor, die ihrerseits die Form des daraus hervorgehenden Produkts bestimmen. Raum, Zeit und Ökonomie werden immer innerhalb eines spezifischen Stils konzeptionalisiert und bringen so eine besondere, selbstbestätigende Konstruktion hervor. Dies heißt natürlich nicht, dass es sich um reine Fantastereien handeln würde. In seinem Buch „Rule of Experts“ zeigt Timothy Mitchell (2002) nur zu deutlich, dass Konstruktionen der Ökonomie brutale und grausame Folgen für das Leben von Menschen haben können. Wenn ich die Produkte verschiedener *styles of reasoning* als Konstruktionen bezeichne, soll damit also keineswegs ihre Wirkmächtigkeit auf das Leben in der „realen Welt“ vernachlässigt werden.

Wirtschaftsgeographie als boundary object: Der Kampf um Pluralismus

Das Versprechen des Pluralismus

Die zentrale Frage ist nun, wie man diesen isolierten, nur immer weitere Trennlinien produzierenden Stilen entkommen kann. Der jüngste der fünf Stile, der „cultural turn“ wurde immerhin als eine pluralistische Alternative angepriesen. Frühe Äußerungen, etwa von Thrift und Olds (1996) oder Crang (1997) ließen vermuten, es ginge dabei um Hybridität, dezentrierte Erklärungen, Porosität und ganz allgemein um ein Verwischen der scharfen Grenzen zwischen verschiedenen sozialen Sphären. Man stellte in Aussicht, Grenzen überwinden und Aktivitäten miteinander in Beziehung setzen zu wollen, die auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun zu haben scheinen. Oder um es in der hier benutzten Terminologie auszudrücken: Es gab Hoffnung auf die Schaffung einer *trading zone*.

Aber das ist zumindest bisher nicht der Fall, und wenn man die Antworten auf Amin und Thrifts (2000, 2005) Plädoyer für eine kulturell fun-

diente Wirtschaftsgeographie betrachtet, dann besteht kein Grund für allzu große Zuversicht. Ein Teil des Problems mag im unglücklichen Label „cultural turn“ liegen. Man könnte daraus folgern, dass Kultur der neue Untersuchungsgegenstand wäre; dass Ökonomismus durch Kulturalismus, und damit ein Essentialismus durch einen anderen ersetzt werden würde. Das hat aber nichts mit dem Verständnis einer *trading zone* oder eines Grenzobjekts zu tun. Es geht nicht darum, einfach eine Entität durch eine andere zu ersetzen und dann einen Machtkampf darüber auszufechten, wer nun die Definitionshoheit über den Untersuchungsgegenstand hat. Es geht vielmehr um Offenheit für den Austausch mit allen Beteiligten, es geht um die Anerkennung von Differenz und darum, mit dieser Differenz produktiv umzugehen.

Anstatt das Augenmerk auf Kultur zu legen, ist es besser sich den theoretischen Strömungen zuzuwenden, die mehr oder weniger lose mit dem cultural turn verbunden sind und ihre Inspiration aus feministischen, postkolonialen und wissenschaftsphilosophischen Ansätzen beziehen (mehr im Sinne der im deutschsprachigen Raum allgemeiner als „*kulturtheoretische Wende in den Sozialwissenschaften*“ bezeichneten Entwicklung). Diese vom Poststrukturalismus beeinflussten theoretischen Perspektiven wollen Dualismen überwinden und Grenzen verwischen. Sie plädieren für eine Öffnung intellektueller Praxis. Oder anders ausgedrückt: Sie plädieren für Pluralismus.

Pluralismus in der Praxis wirklich umzusetzen ist jedoch schwierig. Innerhalb der Wirtschaftsgeographie ist er nur sehr selten zu finden – einer Disziplin, die sich lieber weiterhin feste Kombinationen von Raum, Zeit und Ökonomie zurechtbastelt, anstatt sie zu lösen und sich zu öffnen, um sie mit anderen Konzeptionalisierungen verbinden zu können. Kuhn und Hacking haben erkannt, dass Offenheit und Zusammenarbeit über solche Grenzen hinweg wegen tief eingeschriebener disziplinpolitischer Interessen schwierig sind. Derartige Interessen sind für eine große Zahl von Kontexten längst gut dokumentiert und analysiert – Disziplinen, akademische Kulturen, regionale Befindlichkeiten. Am Ende stehen immer dieselben Themen: ungleiche Machtbeziehungen, Ausbildung und Sozialisation in unterschiedlichen Zeitperioden, Rückzug in institutionelle Schützengräben, unterschiedliches Vokabular und Mitgliedschaft in miteinander konkurrierenden sozialen Netzwerken (im Bereich der Wissenschaftssoziologie hat dies die Edinburgh School besonders eindringlich deutlich gemacht; vgl. die mittlerweile klassische Arbeit von David Bloor [1976] und für die Geographie Taylor [1976]). Aus diesen Gründen ist es nicht einfach, über die Grenzen dieser Stile hinwegzuarbeiten, quasi im Zwischenraum, denn

man verliert seine Grundlage sowohl soziologisch (man ist weder Fisch noch Fleisch) als auch intellektuell (man kann sich nicht mehr an vertrauten Konzepten und Begriffen festhalten). Auch wenn das hehre Ziel intellektueller Offenheit weiterhin als Ideal wissenschaftlichen Arbeitens hochgehalten wird, so ist es äußerst schwierig, es in den komplexen und häufig voneinander abgegrenzten und widerstreitenden disziplinären sozialen Beziehungen in die Praxis umzusetzen. Die Sturheit, mit der innerhalb der fünf Forschungsstile der Wirtschaftsgeographie auf spezifische Kombinationen von Raum, Zeit und Ökonomie beharrt wurde, zeigt nur allzu deutlich, welche Macht soziale Interessen bei der Aufrechterhaltung disziplinärer Gräben ausüben.

Bedingungen für Pluralismus

Bei der Entwicklung ihrer pluralistischen Agenda erkennt Longino einige dieser Hindernisse für mehr Offenheit an. Es wird nie einfach sein, sie zu überwinden; es wird immer ein Kampf sein, ein Kampf der häufig verloren geht. Aber für Longino gibt es keine Alternative. Ein Verharren innerhalb eines einzelnen Stils, die Weigerung sich zu verändern oder sich auf Alternativen einzulassen führt nur zu Sklerose, Dogmatismus und Irrelevanz. Longino nimmt den Kampf auf und macht vier Vorschläge zur Überwindung derartiger Hindernisse, das heißt sie beginnt damit, mögliche Chancen und Freiräume auszuloten, die Pluralismus begünstigen könnten.

Als erstes gilt es, durch geeignete Rahmenbedingungen Bühnen zu schaffen, auf denen Pluralismus in effektiver Weise praktiziert werden kann. Solche Bühnen können die bekannten Orte sein, etwa Konferenzen, wissenschaftliche Zeitschriften, Foren und Seminare. Aber um Wirkung zu zeigen muss schädliches nach innen gerichtetes Gruppenverhalten, etwa Austausch nur zwischen Gleichgesinnten, vermieden werden. Zusätzlich ist auf die Art und Weise der Auseinandersetzung mit anderen Positionen und die Bedeutung, die ihr zugemessen wird, zu achten. Kritik muss den gleichen Stellenwert haben wie die kritisierten Originaltexte selbst und sollte nicht auf die hinteren Seiten wissenschaftlicher Zeitschriften verbannt oder nur in Fußnoten erwähnt werden. Dementsprechend gilt umgekehrt aus der Sicht Longinos (2002, S. 129), dass „pedestrian, routine, or uninformed criticism should be valued comparably with pedestrian, routine, or incompetent ,original research.““ Problematisch ist zumindest in der angloamerikanischen Wirtschaftsgeographie, dass Kritik und Streitgespräche keinen besonders hohen Stellenwert haben. Es handelt sich vielmehr um etwas, das man wenn überhaupt nur halbherzig durchführt, nach-

dem alles andere erledigt ist, und das nicht selten von persönlichen Animositäten anstelle vom Streben nach intellektuellem Gewinn geprägt ist. Außerdem spielen Publikationsorgane, in denen solche Diskussionen veröffentlicht werden, für die akademische Karriere zumindest in der anglo-amerikanischen Geographie keine große Rolle. Man gilt vielmehr abwechselnd als jemand, der selbst nichts Kreatives zu sagen hat, der falsch liegt oder der ein Unruhestifter ist. Oft ist es da besser, keine schlafenden Hunde zu wecken. Wenn man aber im Gegensatz dazu die Möglichkeiten des Pluralismus ernsthaft ausschöpfen möchte, dann sind wissenschaftlicher Streit und die gegenseitige Auseinandersetzung unverzichtbar.

Der zweite Schritt ist die Bereitschaft, Positionen ändern zu können. Longino (2002, S. 120-130) fordert, dass „the community must not merely tolerate dissent, but its beliefs and theories must change over time in response to the critical discourse taking place within it“. Das gilt aber immer für beide Seiten. Kritiker müssen ihrerseits die Repliken der von ihnen Kritisierten Ernst nehmen. Innerhalb der Wirtschaftsgeographie werden, und das gilt für die gesamte Disziplin, abweichende Meinungen durchaus toleriert, aber es fehlt meist an der Bereitschaft Kritik anzunehmen und eigene Positionen zu ändern. Doch Kritikfähigkeit ist der entscheidende Punkt. So etwas gestaltet sich in solchen akademischen Kulturen als besonders schwierig, die daran nicht gewöhnt sind. Innerhalb der Wirtschaftsgeographie mag dies mit der relativ geringen Größe der Disziplin zusammenhängen, was dazu führt, dass bestimmte Individuen eine überaus einflussreiche Rolle spielen. Ideen werden nicht angenommen, weil sie im Dialog mit anderen Positionen entwickelt wurden, sondern weil sie von großen Namen in die Disziplin eingeführt wurden. Dies erklärt zumindest teilweise auch die Geschwindigkeit, mit der neue Ansätze in die Disziplin gebracht werden, und die tiefgreifenden Veränderungen, die sich periodisch ereignen.

Drittens sollten öffentliche Standards gesetzt werden, die darüber übereinkommen, was kompetente Kritik und eine angemessene Antwort darauf auszeichnet. Das sollte nicht mit der Aufoktroyierung universeller Benchmarks verwechselt werden. Es ist zwischen den Beteiligten lediglich ein Konsens darüber herzustellen, was als gute Kritik gilt und ob eine Antwort angebracht ist. Longino macht deutlich, dass keinesfalls jeder plötzlich einen gemeinsamen Standard akzeptieren muss. Der Standard entwickelt sich vielmehr schrittweise, „through multiple acts of micro-recognition and micro-criticism“ (Longino 2002, S. 131). Zudem können sich solche Standards im Diskussionsverlauf oder über eine bestimmte Zeitperiode hinweg ändern. Die Bedeutung dieser Standards

ist dabei keine epistemologische, also die Enthüllung der Wahrheit, sondern liegt in der Schaffung von Rahmenbedingungen, die lokalen Austausch ermöglichen.

Longinos letzte Bedingung für Pluralismus ist „tempered equality“. Darunter versteht sie, dass „the social position or economic power of an individual or group in a community ought not to determine who or what perspectives are taken seriously in that community“ (ebd.). Wenn ein freier Ideenaustausch stattfindet und ein neuer Konsens entsteht, dann nicht wegen der hegemonialen Macht einer einzelnen Gruppe oder eines Individuums. Auch wenn es hier Ähnlichkeiten zur „idealen Sprechsituation“ bei Habermas zu geben scheint, führt Longino etwas anderes im Schilde. Sie ist nicht daran interessiert, die Bedingungen für die Offenlegung von Wahrheit, dem zentralen Projekt bei Habermas, zu schaffen, sondern will nur den passenden Rahmen dafür herstellen, der die Fortsetzung pluralistischer Diskussionen möglich macht. Es handelt sich um eine „manipulierte Gleichheit“, weil nicht alle auf einmal an solchen Diskussionen teilnehmen können. Das würde nur Kakophonie, Dissonanzen und ein babylonisches Sprachgewirr hervorbringen.

... und Raum, Zeit und Wirtschaftsgeographie?

Falls diese Bedingungen erfüllt werden können und Pluralismus sich innerhalb der Wirtschaftsgeographie tatsächlich durchsetzen sollte, wie würde er aussehen? Welche Gestalt würden die disziplinären Grundkonzepte Raum, Zeit und Ökonomie annehmen? Das sind in mehrfacher Hinsicht Fragen, die eigentlich nicht beantwortet werden können. Eine Antwort ist genauso wenig möglich wie der Versuch, die Schreibstile von Joseph Conrad und Eva Hoffman vorherzusagen, nachdem sie Englisch gelernt hatten, oder die genaue Form der Detektoren zur Entdeckung von Mikropartikeln zu kennen, sobald Vertreter verschiedener Richtungen der Physik mithilfe einer Pidgin-Sprache in einen regen Austausch traten. Um diese Fragen beantworten zu können, müsste man den genauen Ablauf kreativer Wissensprozesse vorhersehen können.

Aber trotzdem kann zweierlei festgehalten werden. Raum, Zeit und Ökonomie müssen erstens nicht in den spezifischen Kombinationen auf den Plan treten wie es die einzelnen Stile vorgeben, die die Geschichte der Wirtschaftsgeographie prägten. Sobald wir uns die Wirtschaftsgeographie als Grenzobjekt denken, werden pluralistische, neuartige Kombinationen wahrscheinlich. Selbstverständlich ist nicht alles möglich. Jede Kombination muss sich weiterhin den zwei Formen der Kritik stellen, die Lon-

gino diskutiert: der rational-kognitiven und der sozio-kulturellen. Aber die Entkopplung der jeweiligen Konzeptionalisierungen von Raum, Zeit und Ökonomie vom Stil, mit dem sie verbunden waren, hat den großen Vorteil neue, bisher undenkbare Möglichkeiten zu eröffnen. So waren zum Beispiel die Überlegungen, die ich zusammen mit Eric Sheppard über die „kapitalistische Raumwirtschaft“ anstellte, ein Versuch, zwei bisher konträre und getrennte Forschungsstile, nämlich „Raumwissenschaft“ und „politische Ökonomie“, zusammenzubringen (Sheppard und Barnes 1990). Wir hielten einerseits die euklidische Sicht auf Raum aufrecht und benutzten formale Methoden und Techniken, andererseits bezogen wir politisch-ökonomische Vorstellungen wirtschaftlicher Prozesse, rückgebunden auf Produktions- und Klassenbeziehungen, sowie einen nicht-linearen Zeitbegriff mit ein und kamen ohne die Gleichgewichtsannahme aus. Letztendlich mischten und vernetzten wir über einzelne Stile hinweg und unternahmen einen Versuch pluralistisch zu arbeiten (auch wenn wir diesen Begriff damals nicht benutzt haben).

Zweitens werden durch den Prozess des Austausches zwischen einzelnen Stilen an sich, durch die Konstruktion einer Pidgin-Sprache, neue Vorstellungen von Raum, Zeit und Ökonomie möglich und es entstehen neuartige Hybride. Diese neuen Vorstellungen entspringen der Interaktion verschiedener Stile und wären vorher nicht denkbar gewesen. Es gibt dafür leider nur sehr wenige Beispiele, es handelt sich diesbezüglich eher um einen spekulativen Wechsel auf die Zukunft. Man könnte sicherlich einwenden, dass die Regionalwissenschaft, wie auch die geographical economics, Beispiele für interdisziplinäre Interaktion wären, allerdings handelt es sich hier nicht um Interaktionen zwischen verschiedenen Stilen, denn der Austausch beschränkte und beschränkt sich auf einen einzigen Stil, nämlich die formalisierte ökonomische Theoriebildung. Ein besseres Beispiel sind vielleicht Versuche einzelner Personen, Stile miteinander zu mischen und daraus neue Entitäten zu formen. Man kann hier z.B. auf Doreen Massey (z.B. Massey 1984) und ihre Arbeiten Mitte der 1980er Jahre hinweisen, in denen sie den politisch-ökonomischen Fokus auf Instabilität und Kapitalmobilität innerhalb einer von Großunternehmen dominierten Marktwirtschaft mit einer älteren regionalen Geographie zusammenbrachte, die spezifische Orte und historisch gewachsene Persistenzen in den Mittelpunkt stellte. Massey kombinierte beide Stile auf besonders kreative Weise und entwickelte daraus ihre These der räumlichen Arbeitsteilung, bei der lokale und regionale Persistenzen eine wichtige Rolle spielen und gleichzeitig anerkannt wird, dass die räumliche Rekonfiguration des Kapitals immer wieder zu Perioden tiefer Krisen führt. Diese „geologische Perspektive“, wie

es Alan Warde (1985) formulierte, war etwas völlig Neues und stellte eine kreativen Weiterentwicklung dar, die weder im strengen Sinne politisch-ökonomisch noch traditionelle regionale Geographie war. Es handelte sich vielmehr um ein Hybrid, das der neuartigen Kombination sehr unterschiedlicher *styles of reasoning* entsprang.

Schlussbemerkungen

Dieser Beitrag liefert im besten Falle Anregungen für ein größeres Projekt. Er wurde durch die so häufig zerrissene und zerstrittene Wirklichkeit der Wirtschaftsgeographie angeregt, in der gute Arbeiten auf den Friedhof der Ideen verbannt werden und ohne jede Chance auf Reifung nicht durch pathologische Analyse zur Strecke gebracht werden, sondern durch oberflächliche Modetrends. Ich plädiere gegen eine voreilige Verbannung und für eine pluralistische Annäherung an die Wirtschaftsgeographie. Sie könnte in die wissenschaftliche Praxis umgesetzt werden, indem man die Disziplin als Grenzobjekt behandelt, als *trading zone* unterschiedlicher wirtschaftsgeographischer Stile. Das verspricht nicht nur die Möglichkeit, die Halbwertszeit potenziell nützlicher Ideen zu verlängern, sondern bietet durch die Betonung von Interaktion zwischen den Stilen auch die Chance kreativer Spannung. Unterschiedliche Vorstellungen von Raum, Zeit und Ökonomie sind für jeden der Stile wirtschaftsgeographischen Denkens von zentraler Bedeutung, die die Geschichte der Disziplin prägen. In dem Maße wie ein Austausch zwischen diesen Stilen stattfindet, werden neue Konzeptionalisierungen entstehen und mit ihnen neue Wirtschaftsgeographien.

Lässt man die letzten hundert Jahre angloamerikanischer Wirtschaftsgeographie Revue passieren, dann mag dies ein leeres Versprechen sein. Aber ein Happy End ist möglich. Auch Eva Hoffman kehrt am Ende ihres Buches nach Vancouver, den Ort ihres jugendlichen Elends zurück, wo sie „lost in translation“ war. Sie versöhnt sich dadurch, dass sie in Englisch schreibt, aber keine englische Prosa hervorbringt. Die Wirtschaftsgeographie sollte das Gleiche tun. Sie sollte Wirtschaftsgeographie schreiben, aber dies nicht in der althergebrachten Weise tun. Dies führt nur zu Fragmentierungen, abgetrennten Welten, hohen Mauern und Isolation. Stattdessen sollten wir eine andere Welt schreiben, eine Welt die durchlässig ist, mit offenen Türen und nicht ausgrenzt. Wir brauchen eine pluralistische Welt.